

»Es hat mehr als eines Mannes bedurft, um Shanghai Lily zu werden.«

Egmont Fassbinder im Gespräch

Egmont Fassbinder, geboren 1945 in Baden, Einschulung in Köln, Gymnasium in Heidelberg und Berlin, ist eines der Gründungsmitglieder sowie Beteiligter, Aktivist, Mitarbeiter von zahllosen Vereinen, Initiativen und Institutionen der neuen Schwulenbewegung: HAW, Stern-Aktion »Wir sind schwul«, NARGS, HOMOLULU, Waldschlösschen, Schwules Museum, Homosexuelle Selbsthilfe – und 30 Jahre als Verleger im Verlag rosa Winkel tätig.

Im zweiten Halbjahr 2020 führten Heinz-Jürgen Voß und er schriftlich, per E-Mail das nachfolgende Gespräch.

In deinem Beitrag »Mein schönes (schwules) Schöneberg« zeichnest du ein lebendiges Bild von schwulem Leben in Schöneberg. Vielleicht am Anfang für mich zur Einordnung: Wo – gern ganz konkret, in welchen Straßen – hast du in der Zeit vor dem Jahr 1990 in Schöneberg gewohnt? Welche Orte aus der Umgebung – ein Kiosk, ein Lokal, etwas ganz anderes – sind dir besonders in Erinnerung? Und warum?

Auf diese Frage wäre ich nicht gekommen. 1965/66 habe ich am Roseneck in der Taunusstraße gewohnt und mich aufs Abi in der Shadow-Schule



Abb. 1: Unsere Urnen-WG.

in Zehlendorf vorbereitet. Um 1967 war ich im Studentenparlament der FU Berlin und habe im Studentenwohnheim in der Keithstraße gewohnt; danach in der Mainauer Straße/Ecke Südwestkorso – meine erste WG; dann in der Blissestraße/Ecke Detmolder Straße mit Frau und Freund – ein Horror. Von da bin ich,

nach Trennung von beiden, in die Moselstraße/Ecke Rheinstraße (Kaiser-eiche) gezogen. Eine der ersten schwulen WGs in Westberlin. Dann bin ich mit meinem Geliebten in die Kufsteiner Straße auf die Wilmersdorfer Seite mit den Fenstern nach Schöneberg gezogen. Ab 1993/94 habe ich mit meinem Freund viele Jahre am Nollendorfplatz im achten Stock mit Blick auf die City West gewohnt. Jetzt lebe ich – inzwischen allein – wieder in der Kufsteiner Straße auf der Wilmersdorfer Seite – nicht weit vom Bayerischen Platz. Die nächste Station ist unsere Urnen-WG auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof weit oben links.¹

Ach, die besonderen Orte habe ich ausgelassen. Das waren zu verschiedenen Zeiten sehr unterschiedliche: Das AStA-Haus gegenüber vom Henry-Ford-Bau. *Leydeke* in der Mansteinstraße. Der *Buchhändlerkeller* in der Görresstraße. Die *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz. Das *HAW-Zentrum* in der Dennewitzstraße und nachher in der Kulmer Straße, das wir später in *SchwuZ* umbenannt haben. *Crelle Markt* und *Winterfeldt Markt*. Das *KaDeWe*.

Da wirkt ja die Taunusstraße am ländlichsten, wenn ich so sagen darf. War das die elterliche Wohnung? Wie hast du die Umgebung als Jugendlicher erlebt? Knolle, kleine Philharmonie, Scheune, new action, Woof habe ich vergessen zu erwähnen. Auch die Trödelmärkte, die ich gern besuche. Zum Essen gehe ich in letzter Zeit häufig mit zwei Freunden in das Restaurant *Zur Glocke* am Heidelberger Platz. Die Taunusstraße ist nicht ländlich, das Roseneck um die Ecke, das ist mindestens so großstädtisch wie der Südwestkorso. Nein, das war nicht die elterliche Wohnung, sondern meine erste »Bude«. Eingeschult in Köln, bin ich in Heidelberg aufs KFG² gegangen. Um nicht zur Bundeswehr zu müssen, habe ich die 13. Klasse in Berlin absolviert.

Kannst du noch etwas mehr zu deiner eigenen Bude sagen? Und hast du direkt Kriegsdienst verweigert – oder hat dich schon der Wohnort Berlin dann davor geschützt, eingezogen zu werden?

Ja, meine Bude in der Taunusstraße, ganz oben in einer alten Villa. Überall sehr gut betuchte Leute. So richtig passte ich nicht da hin. Auch zur Schadow-Schule im feinen Zehlendorf passte ich nicht richtig. Die Mitschüler

1 Lesenswert: *Berlin-Schöneberg. Blicke ins Quartier. 1949–2000*, hrsg. vom Schöneberg Museum, Jaron Verlag, Berlin 2001.

2 Kurfürst-Friedrich-Gymnasium Heidelberg (KFG) – humanistisches Gymnasium.

waren Kinder des gehobenen Bürgertums und sehr konservativ. Als jemand mich 1966 auf der großen Vietnamdemonstration erspäht hatte, haben sie den Kontakt zu mir abgebrochen. Ich hatte gegen ihre Schutzmacht demonstriert, da kannten sie kein Pardon. Das habe ich erst sehr viel später richtig verstanden. Nur mit einer Mitschülerin habe ich mich angefreundet und mit ihr auch meinen ersten heterosexuellen Kontakt gehabt.

Da hast du dich um zwei der Fragen ein wenig »herumgemogelt«. Darf ich zum Kriegsdienst und Liebesleben nochmal nachhaken?

Bewusst herumgemogelt habe ich mich gar nicht. Wahrscheinlich habe ich nur Deinen Erwartungen nicht entsprochen. Ich habe den Kriegsdienst nicht direkt verweigert. Das funktionierte damals nicht, wenn jemand aus politischen Überzeugungen verweigern musste. Akzeptiert wurde nur die ethisch-religiöse Verweigerung. Ich hätte da gar keine Chance gehabt. Schließlich hat mich nicht schon der Wohnort Berlin davor geschützt, eingezogen zu werden. Nach einem uralten Gesetz galt dann der angebliche Lebensmittelpunkt: Elternhaus. Das Kreiswehrrersatzamt hat ein Gesetz von 1896, wenn ich nicht irre, herausgekratzt, nach dem mein Familienmittelpunkt in Heidelberg war, weil ich ja noch kein eigenes Einkommen hatte. Ich musste dann eine schwere Krankheit bekommen, um dem Dienst an der Waffe endgültig zu entgehen.

Nun gern zu dem Sexuellen: Wo und wie waren deine sexuellen Kontakte? Wie war das »Daten« mit Männern Anfang der 1960er Jahre in der west-deutschen Provinz? Und wie in Berlin?

Meinen ersten heterosexuellen Kontakt habe ich ja bereits erwähnt. Meine ersten Kontakte mit Männern hatte ich bereits in Heidelberg und Ludwigshafen. Dass mich Männer faszinierten, habe ich auf einer Italienreise mit meinen Eltern bemerkt, als ich elf oder zwölf Jahre alt war. Ob mir Männer am Strand Avancen gemacht hatten, weiß ich nicht. Es ist auch nie zu irgendwelchen sexuellen Kontakten gekommen. Aber mit meinen leuchtend roten Haaren und meiner hellen Haut war ich sicher ein Hingucker für Männer, die auf Knaben stehen.

Erste homosexuelle Berührungen erlebte ich mit vielleicht vierzehn im alten Heidelberger Hallenbad. Unter den Duschen im Männerbad standen dort immer ein paar Päderasten herum, die einem gern den Rücken und sonstiges einseiften. Alles geschah schweigend, nie hat mich jemand angesprochen und etwa gefragt, ob ich mit zu ihm käme. Die Paragrafen 174

und 175 haben das wohl bewirkt. Später bekam ich heraus, dass sich auch im Tiergartenbad unter den Duschen einiges tat. Da habe ich manchmal auch Mitschüler vom KFG gesehen, da ging ich dann nicht mehr hin.

In Ludwigshafen, wo ich öfter zu Besuch war, tat sich im Hallenbad unter den Duschen auch einiges. Dort habe ich Horst kennengelernt, der in Heidelberg am Theater beschäftigt war. Mit dem habe ich mich mehrmals getroffen. Er hat mir angeboten, mich nach Ludwigshafen in eine Homosexuellenkneipe mitzunehmen, das habe ich aus Angst, dort könnte mich jemand sehen und dann erpressen, abgelehnt. Einmal hat Horst versucht, seinen Schwanz in meinen Hintern zu stoßen. Das hat mir schrecklich wehgetan. Als ich mich beim nächsten Treffen vorher mit Nivea eingecremt hatte, hat er mich »Hürchen« genannt. Das war's dann!

In den Sommerferien 1962 oder 63 war ich mit drei Klassenkameraden, Falko, Werner und Wulf, zum Wandern in Värmland/Schweden. Zurück trampelte ich mit Werner, den ich ganz besonders mochte. Nachts kamen wir bis Kopenhagen. Nachts kann man kaum trampeln. Deshalb gingen wir in den Bahnhof, um den Morgen abzuwarten. Mitternacht kam Polizei und kontrollierte die Fahrkarten, wer keine hatte, musste den Bahnhof verlassen. Was sollten wir machen? Da war eine unterirdische Toilettenanlage, wir fragten einen Herrn, der sich da auch wusch, wohin man um diese Zeit in Kopenhagen noch gehen könne, er war bereit, einen von uns mit nach Hause zu nehmen, das lehnten wir ab. Dann führte er uns zu einer Kneipe, *Cosy Bar*, ging aber selbst weiter. Wir gingen hinein und bestellten Bier. Und auf einmal sagte Werner, das ist ja ein schwuler Laden, wir müssen hier raus. Ich wusste gar nicht, was das bedeuten sollte, und schaute mich um. In der Kneipe waren nur Männer, die saßen einander auf dem Schoß, herzten und küssten einander ... Ich sagte, lass uns doch erst einmal unser Bier austrinken. Nie wieder habe ich so etwas in einer schwulen Kneipe erlebt. Als ich etwa zehn Jahre später wieder in Kopenhagen war, habe ich die *Cosy Bar* aufgesucht. Es war eine ganz gewöhnliche langweilige Schwulenkneipe, »ganz gewöhnlich, ganz gewöhnlich ... wie'n anderes Etablissement« (Brecht: *Bilbao-Song*). Da hatte mir wohl meine Fantasie ein Schnippchen geschlagen.

Das klingt nach einigen Möglichkeiten – aber auch nach einschränkenden Bedingungen. War das auch ein Grund für dich nach Westberlin zu gehen? Wie und wo waren da deine ersten sexuellen Kontakte?

Im Spätherbst 1965 – bei der Abi-Vorbereitung – habe ich eines Nachts einen Spaziergang zum nahe gelegenen Grunewaldsee gemacht, um nach

dem Lernen frische Luft zu schnappen und den Kopf wieder frei zu bekommen. Etwa da, wo heute der »Bullenwinkel« ist, habe ich unter den Bäumen eine Gruppe von nackten jungen Männern gesehen – vielleicht fünf bis zehn Jahre älter als ich –, die sich einer Art Squaredance hingab. Ich habe mich auf einen Baumstamm gesetzt und zugesehen. Nach einer Weile löste sich die Gruppe auf, die meisten liefen in den Wald Richtung Königsallee, aber einer kam zu mir und liebte mich eine Weile schweigend und verschwand dann auch. Erstaunlicherweise habe ich nie wieder versucht, diese Gruppe zu beobachten und das Erlebnis zu wiederholen.

Welche Situationen aus deinen ersten Berliner Jahren sind ähnlich einprägsam gewesen?

Da taucht eine längst verdrängte Geschichte auf, die für mich ganz wichtig war. Ich hatte in der großen Bibliothek meiner Eltern, beide Doctores der Medizin mit eher literarischen Interessen, ein dickes rotes Buch gefunden, auf das in goldenen Lettern »Diskretes und Indiskretes« geprägt war. Das habe ich an mich genommen und heimlich darin gelesen. In dem Buch waren unter anderem Geschichten aus der Heidelberger Studentenzeit des Autors Ludwig Levy-Lenz Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Eine Episode handelte von einem Kommilitonen, der wegen seiner homosexuellen Empfindungen von den anderen diskriminiert und geschnitten worden war. Es war auch von Erpressung die Rede. In dem Buch habe ich auch allerlei von Hirschfeld und seinem Institut erfahren, in dem der Autor einige Jahre tätig war. Jedenfalls habe ich daraus gelernt, sehr vorsichtig zu sein und niemandem die Möglichkeit zu geben, mich zu erpressen. Dass es vor der Nazizeit eine Homosexuellenbewegung gegeben hat, habe ich wohl auch mitbekommen. Das Buch hatte ich nachts im Bett gelesen und auf dem Fußboden liegen gelassen. Eines Tages war es einfach verschwunden. Ich habe es nie wiedergesehen. Auch nach dem Tod meiner Eltern ist es nirgends aufgetaucht.

Wie hast du dann die schwule Szene in Berlin erlebt? Welche Orte sind dir da besonders lieb geworden – und welche Orte oder Situationen hast du dort als unangenehm erlebt?

Meine erotischen Erfahrungen habe ich dann mit einer Jungfrau aus Britz, Jottweede im Süden von West-Berlin, vervollständigt, die so rothaarig war wie ich, sodass wir oft für Geschwister gehalten wurden. Dann lernte ich auf einer der Demonstrationen ein anderes Mädchen aus Britz kennen,

Sabine, und es entwickelte sich eine »feste« Beziehung. So sehr ich mich auch darum bemüht habe, meine homosexuellen Wünsche gingen nicht weg, und so lernte ich im nagelneuen Zehlendorfer Hallenbad an der Clayallee – das es inzwischen nicht mehr gibt – Oliver kennen, den ich dann in meine WG am Südwestkorso geschleppt habe. Natürlich durften die anderen nichts merken. Nächtelang lagen wir zusammen. Oliver, der eigentlich Volker Baasner hieß, war sicher nicht der ideale Partner für mich. Er hat mir immer gesagt: »Du musst mit der Möhre üben«, aber ich hatte darauf gar keine Lust. Für solche »invasiven« Wünsche hatte ich schließlich eine Frau. Dass mich jemand penetrieren wollte, dafür hatte ich gar kein Verständnis. Stecker und Steckdose. Das hatte doch mit uns nichts zu tun! Trotzdem war ich total verschossen in ihn. Er war der erste Homosexuelle, mit dem ich auch reden konnte. Er bevorzugte Heidegger und Hesse und ich Marx, Freud, Brecht und Enzensberger. Das passte nun wirklich nicht zusammen. Trotzdem!

Auch Oliver lag mit seiner Homosexualität überzwerch, deshalb ging er regelmäßig zur Großgruppentherapie zu Josef Rattner, einem Adlerianer, in die FU. Ich habe mir das angesehen und fand die Veranstaltung fürchterlich, widerlich, abartig. Die Teilnehmer wurden unter Druck gesetzt, Kollektive zu bilden, und Oliver bekam dort schließlich eine Ehefrau verpasst. Später wurde er zu einem der Aktivisten in der Schwulenberatung. Sabine, Oliver und ich zogen in die Blissestraße; ich glaube, sie haben abends geknobelt, bei wem ich die Nacht zubringen sollte. Es wurde immer schwieriger, und wir haben uns schließlich getrennt. Ich weiß nicht, wieso wir uns das damals alles angetan haben. Aber vielleicht ist die Frage falsch gestellt. Wieso hat das Leben, die Gesellschaft uns das alles angetan. Der Weg aus der angeblich selbst verschuldeten Unmündigkeit ist nicht einfach.

Hast du denn die Situation, deine Umgebung oder auch »die Szene« insgesamt zunächst als Zumutung wahrgenommen? Und wie hat sich das geändert bzw. wo siehst du den Beginn des Weges aus der »selbst verschuldeten Unmündigkeit«?

Als ich Mitte der 60er Jahre im Studentenwohnheim in der Keithstraße wohnte, entdeckte ich an einem Sonntag im *Telegraf*, einer SPD-nahen Berliner Tageszeitung, eine Seite mit Kontaktanzeigen, in denen Männer Freunde suchten, und am Rande der Kontaktanzeigen waren Annoncen von ein paar Kneipen »für den Herrn«. Eines hieß *Trocadero* und befand sich am Winterfeldtplatz (das alte *Trocadero*). Das war nicht weit von meiner Bude, und



Abb. 2: Egmont Fassbinder am Brandenburger Tor (Foto: Richard Levine, Los Angeles).

so ging ich eines Tages am Abend dort hin, um zu sehen, was sich da tat, und ob ich dort finden könnte, was mein Herz begehrte. Ich wanderte also zum Nollendorfplatz, dann die Maaßenstraße entlang und fand an der Westseite vom Winterfeldtplatz die angegebene Hausnummer und das Schild *Trocadero*. Aber die Kneipe war zu, an der Tür war eine Klingel. Vielleicht hätte ich klingeln können und jemand hätte mir aufgemacht. Aber was hätte ich sagen können, wenn dieser jemand gefragt hätte, was ich wollte? Nein, da wäre nichts über meine Lippen gekommen. Ich blieb also zunächst an der Kirche stehen, um die damals noch dichtes Gebüsch war, und beobachtete den Eingang vom *Trocadero*. Ich wollte wissen, was für Menschen dort hineingingen, aber es ging keiner hinein. Ich hatte »Berlins drittes Geschlecht« von Magnus Hirschfeld noch nicht gelesen und wusste daher nicht, dass die Homosexuellen erst zu sehr vorgerückter Stunde in ihre Kneipen gehen. Ich schlenderte also um die Kirche herum, ich konnte ja nicht ohne aufzufallen die ganze Zeit auf einer Stelle stehen und auf den Eingang der Kneipe starren. Auf einmal bemerkte ich, dass ich nicht mehr allein ging, jemand hatte sich an meine Fersen geheftet, ich hatte ihn kaum gesehen, hatte aber irgendwie das Gefühl, der wollte, was auch ich wollte, aber noch nicht konnte, und so nahm ich meine Beine unter den Arm und rannte zurück in die Keithstraße. Und als ich den Schlüssel in die Haustür steckte, schaute ich mich vorsichtig



Abb. 3: Pfingstaktion 1975 (am Kranzlereck), v.l.n.r.: Andreas Pareik, Peter Hedenström, »Wurzel«, Michael Brehm, Erich Hoffmann, Egmont Fassbinder (Foto: Ludwig Hilgering).

um. Aber da war natürlich – leider – keiner. Viel später bin ich ein paarmal dort gewesen, es war eine etwas düstere, aber recht gemütliche Kneipe mit sehr gemischtem Publikum. Das Haus ist längst abgerissen, an der Stelle ist ein katholisches Gemeindehaus.

Neben den vielfältigen Beziehungsproblemen setzte uns auch der von den Nazis verschärfte Paragraf 175, an dem die CDU und das Bundesverfassungsgericht festhielten, unter Druck. 1969 kam dann in der großen Koalition die erste Liberalisierung, wenn man das Glück hatte, nicht auf jüngere Partner zu stehen. Hieß es in der Studentenbewegung: »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«, waren für uns faschistisches Gedankengut und entsprechende Gesetzgebung weiterhin Realität.

Es kamen neue Männer in mein Leben, Wolfgang Kausch, der wie ich im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) war, sodass wir keine ideologischen Probleme hatten. Dafür hatte ich den Eindruck für ihn Mutter, Bruder etc. ersetzen zu sollen, und als mir das zu viel geworden war, schleppte er mich wegen seiner Hertzattacken zu einem Psychiater, der mich – sehr unprofessionell – dringend in sein Bett zerren wollte. Vielleicht hätte ich da was lernen können, er war ein gut aussehender älterer Herr, der die Praxis mit seiner Frau betrieb. Langsam kam ich mit meinem Schwulsein zu Potte. Ich

ging viel in die *S-Bahn-Quelle* am Savignyplatz in Charlottenburg, in der sich vielerlei Leute tummelten, auch Transen und Stricher. Schließlich gründeten Harald M., Wolfgang T. und ich eine schwule Wohngemeinschaft: die Moselstraße an der Kaisereiche in Friedenau. Die Orgien, die dort stattgefunden haben sollen, haben wir zwar (leider) nicht erlebt, aber sie waren legendär. Lag es in der Luft? Waren es die Stonewall riots aus New York City, USA?

Ohne den Praunheim-Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* hätte sich wahrscheinlich nichts geändert. Zum ersten Mal wurde in einem bundesdeutschen Film gewöhnliches schwules Leben gezeigt. Die Reaktionen waren heftig – auch unter Homosexuellen, die ihn häufig als Nestbeschmutzung empfanden. Als der Film im Frühjahr 1971 auf der Berlinale uraufgeführt wurde, wurden in den Aufführungen Adressen von Leuten, die etwas tun wollten, gesammelt, und Alf Bold vom *Kino Arsenal* hat die Interessenten dann zum 15. August zur Diskussion ins *Arsenal* in die Welser Straße in Schöneberg geladen. Daraus ist in den folgenden Monaten in Räumen, in denen in den 20er Jahren das *Eldorado*, die bekannteste Schwulen- und Lesben-Diele gewesen war – wovon wir damals nicht die geringste Ahnung hatten –, die Homosexuelle Aktion Westberlin (HAW) entstanden.

Die HAW haben wir bisweilen als eine Art »Durchlauferhitzer« gesehen, der es möglich machen sollte, dass sich unsere Mitglieder mit offenem Visier in politischen Gruppen für eine bessere Gesellschaft, in der auch Schwule einen lebenswerten Platz haben, einsetzen konnten. Haben wir nur angelehnte Türen aufgestoßen? Wer weiß! Jedenfalls haben wir vieles geändert, vor allem uns selbst.

In den Gesprächen, die ich geführt habe, scheint sich ein Nebeneinander von deutschen (deutschstämmigen) und türkeistämmigen Leuten abzuzeichnen, mit nur punktuellen Überlappungen in den Lebenswelten. Wie hast du es wahrgenommen? Spielte das in deinen Begegnungen, auch in deinen sexuellen Begegnungen, in Westberlin eine Rolle?

In den 70er Jahren hatte ich vorwiegend Beziehungen im studentischen Milieu, darunter waren ein paar Südamerikaner und ein Italiener, den ich in Rom kennengelernt hatte. Einmal hatte ich auch einen Türken kennengelernt, den ich dann in Istanbul besucht habe. Aber das hat mit uns gar nicht geklappt. Ich brauche wohl eher das Gefühl der Nähe und das gute Gespräch. Beim »anonymen Sex« fragt man ja nicht nach Geschlecht und Herkunft, wie Elsa bei Lohengrin. Da ist nichts unmöglich. Mein lieber Schwan!

Anfang der 80er Jahre habe ich in Hamburg in der *Apollo Sauna* Ecce ken-

nengelernt und habe mich total in ihn verliebt. Er hat von mir eine ausschließliche Beziehung verlangt. Mir ist das sehr schwergefallen, aber ich habe mich darauf eingelassen, weil ich so verliebt war. Er ist dann zu mir nach Berlin in die Moselstraße gezogen. Nach einiger Zeit wollte er nicht mehr mit den anderen zusammenwohnen, und wir sind ausgezogen.

Nach sieben guten Jahren wollte er plötzlich nachholen, was ich in den 70er Jahren erlebt habe. Ich wollte und konnte mich darauf nicht einlassen. Er ist in den Sextreik getreten. Wir sind zur Paarberatung bei einem Psychologen gegangen. Es hat leider gar nichts genützt. Schließlich haben wir uns getrennt. Inzwischen hatte sich die Szene wegen AIDS radikal geändert, und ich musste viel dazu lernen. AIDS hatte sich in die Szene gefressen wie ein Geschwür. Vor allem das Gefummel mit den Kondomen war abtunend. Bis die richtig saßen, stand der Schwanz oft gar nicht mehr richtig.

Noch heute denke ich allenthalben, wenn ich durch meinen Kiez, durch Schöneberg radele, hier hat mein Ulrich gewohnt und hier Dieter. Hier bin ich Michael noch einmal begegnet, er war von der Krankheit schon schwer gezeichnet ...

Ostern 1990 bin ich auf dem Ledertreffen Johann-Heinrich Schröder begegnet, mit dem ich bis zu seinem Tode knapp 17 Jahre zusammen war. Gleich zu Anfang habe ich ihm »ewige Untreue« versprochen. Das hat ihn nicht gestört. Unbeschwert glücklich waren wir eher selten, aber einen AIDS-Kranken, einen Todgeweihten, wie wir das damals empfanden, verlässt man ja nicht so einfach. Und damals hätte ja auch niemand geahnt, dass wir gemeinsam einen so langen Weg gehen würden. Er wollte sich mit mir verpartnern, meinen Nachnamen tragen, mir war das zu spießig.

Immer wieder hat er mich überrascht, manchmal schockiert, meine alten Gefährten und Freunde angefeindet und hinter meinem Rücken Sachen arrangiert. Sogar meine Eltern bat er ohne mein Wissen um Geld für mich, worauf sie ausgesprochen gereizt reagierten: »Ist denn Dein Verlag ein Fass ohne Boden?« Das mag auch dazu beigetragen haben, dass mein Vater mich trickreich enterbt hat, sodass ich nicht einmal meinen »Pflichtteil« bekommen habe. Obwohl unsere Beziehung nicht eitel Sonnenschein war, überschattet die Trauer um Johann-Heinrich seit Jahren mein Leben. Seit Johann-Heinrich tot ist, bin ich »Single«.

Bis alles wegen der Pandemie schließen musste, saß ich oft spät nachts in einer Schwulenkneipe und hatte bisweilen eine erotische Begegnung oder wenigstens ein bisschen Sex. Ich kann mich sehr gut allein beschäftigen, freue mich an Büchern und altem Porzellan, beschäftige mich mit der Geschichte

Berlins, liebe Pflanzen und fahre im Herbst gern nach Süditalien ins Land der Stauer. Ich werde alt, manche sagen, ich bin alt. Ein Freund mit meinem Erfahrungshorizont, etwa in meinem Alter, der auch »immer noch« sexuelle Bedürfnisse hat, könnte mir gefallen. Aber so einen scheint's nur noch unter der Erde zu geben.

Ich sehe mich weder als trans noch als queer, ich bin nur schwul. Andere bisweilen Vernunftbegabte nennen mich alter »Cis-Mann«. Mich ficht das nicht an. Ich akzeptiere, dass andere sich anders fühlen. Nur wenn jemand die allein selig machende Wahrheit gepachtet zu haben meint, »da geht mir der Hut hoch, und ich hab gar keen uff«.

Mit deinem Engagement im Verlag rosa Winkel hast du, gemeinsam mit anderen, sehr die schwule Emanzipation befördert! Warum gerade Bücher? Warum unter dem Symbol »rosa Winkel«?

1975 hatten zwei Mitglieder der HAW, Volker Bruns und Peter Hedenström, auf unserem Plenum berichtet, dass sie einen Verlag für schwule Texte gründen. Beide gehörten zur »feministischen Fraktion«.

Die Feministen hatten Heinz Hegers *Die Männer mit dem rosa Winkel* gelesen. Der rosa Winkel, mit dem die Nazis die Homosexuellen im KZ gekennzeichnet hatten, wurde zum Symbol der neuen Schwulenbewegung erkoren, und so hieß das neue Projekt dann *Rosa Winkel Verlag*. Im Herbst waren die VerlegerInnen dann mit dem *Tuntenstreit*³, einem Reader, in dem Texte der beiden Fraktionen der HAW gesammelt waren, auf der Buchmesse in Frankfurt.

Nach ein paar Jahren wollte ich ein Buch zur Geschichte des gleichgeschlechtlichen Lebens in Berlin herausgeben und wollte im Verlag mitarbeiten. Ich erarbeitete ein Konzept für den Verlag mit einer angeschlossenen Versandbuchhandlung und übergab es dem Verlagskollektiv, das sich inzwischen um Elmar Kraushaar und Erich Hoffmann erweitert hatte. Es soll sich eine intensive kontroverse Diskussion entsponnen haben, ob denn einer, der nicht zu den Feministen gehört, bei ihnen mitarbeiten könnte. Nach ein paar Monaten bekam ich eine positive Antwort. Gleichzeitig mit mir wurde Hans Hütt ins Kollektiv aufgenommen, der ein intellektuelles Gegengewicht zu mir bilden sollte. Ich vermute, dass Christian von Maltzahn und Bruno Gmünder, die wenig später zum Kollektiv des Buchladens *Prinz Eisenherz* gehörten, und

3 Der Reader *Tuntenstreit* ist online verfügbar: <http://www.arcados.ch/wp-content/uploads/2012/10/Tuntenstreit-74.pdf> (02.02.2021).



Abb. 4: Egmont Fassbinder und Volker Eschke bei der Einweihung des Homomonuments (Foto: Ralf Dose).

dann, nachdem sie dort ausgeschieden waren, den Gmünder Verlag gründeten, dieses Konzept gelesen und mehr davon umgesetzt haben als wir.

Ich habe monatelang wie ein Verrückter am *rosa Kalender* '79 gearbeitet, habe versucht, meine Erfahrungen in der Neuen Schwulenbewegung dem Kalendernutzer zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig haben wir *Sumpf*

Fieber: Medizin für schwule Männer und eine Neuauflage von *Lavendelschwert*, der witzigen Fiktion einer schwulen Revolution in der »bleiernen« Adenauerzeit, von Felix Rexhausen herausgebracht. Nach der Frankfurter Buchmesse 1978 bin ich dann in die USA geflogen, um herauszubekommen, wie die schwulen Zeitschriften, Verlage und schwulen Buchläden in Nordamerika funktionierten, und diese Erfahrungen in den Verlag rosa Winkel einzubringen. Jim Steakley, ein früheres HAW-Mitglied, das inzwischen in die USA zurückgekehrt war, hat mir Kontakte zu vielen wichtigen Leuten und Institutionen der amerikanischen Gay Lib ermöglicht. Als ich zurück war, hatte unsere Auslieferung *Maulwurf* Pleite gemacht und das in unsere Buchproduktion investierte Geld war weitestgehend futsch. Peter ist dann zwecks Gründung des ersten schwulen Buchladens *Prinz Eisenherz* aus der Verlag rosa Winkel GmbH, die wir inzwischen gegründet hatten, ausgeschieden. Volker, Elmar und Erich waren schon vorher abgesprungen.

Noch ein witziger Nachtrag: Das Handelsregister, bei dem eine GmbH eingetragen werden muss, hatte Einwände gegen den Namen, weil wir keine – eventuell wohlhabende – Rosa Winkel zur Gründung aufreiben konnten. Wir kamen aus dem Schneider, indem wir zusicherten, den Verlag rosa Winkel (GmbH) immer mit kleinem r zu schreiben.